

Die Reise von Kopenhagen nach Lissabon dauert vier Stunden. Der Flugzeug ist halb leer. Ich bekomme drei Sitze für mich allein und eine rote Filzdecke. Ich werde Miguel treffen, einen erfolgreichen Sozial-Unternehmer. Ich blättere in den Papieren, die ich ausgedruckt habe. Miguel hat das Unternehmen IES gegründet. Er hat einen Masterabschluss in Wirtschaft, ein Diplom in gemeinnützigem Management und vieles andere, das ihn qualifiziert zu tun, was er tut. Ich bin mir nur immer noch nicht sicher, was das ist.

„Ich löse Probleme“, sagt Miguel. „Was dachtest du?“

Wir sitzen auf dem Largo do Carmo, einem wunderschönen Platz mitten in Lissabon. Ich bin vor einer Stunde angekommen. Auf meinem Rock sind noch immer ein paar rote Filzfusseln. Ich konnte gerade noch meine Koffer im Hotel abstellen, bevor Miguel mich abholte.

„Wir fördern und helfen sozialen Unternehmern, Erfolg zu haben“, Miguel nimmt den Teller entgegen, mit dem der Kellner kommt. Wir sind in einem indisch-italienischen Restaurant, in dem auch Steaks gebraten werden.

„Ein sozialer Unternehmer, der sozialen Unternehmern hilft?“ Miguel nickt.

„Das hört sich ein wenig doppelt gemoppelt an“, sage ich. Miguel hat schwarze Schuhe an. Miguel hat ein Stück Koriander an der Oberlippe. Miguel sieht gut aus. Er hat einen blauen Anzug an und eine Sonnenbrille, die am obersten Knopf seines Hemdes hängt. Er hat noch immer Koriander an der Oberlippe. Miguel ist ein normaler Mann. Miguel ist kein normaler Mann. Es ist charakteristisch für ihn, in jedem Augenblick so zu wirken, als ob er etwas will. Er kann

Menschen dazu bringen, sich nichts aus einem Stück Koriander an der Oberlippe zu machen. Miguel versucht, ein Stück Fleisch auf die Gabel zu spießen, die Gabel trifft klirrend auf den Teller, Miguel sieht nicht den Teller an, er sieht mich an. Er legt die Gabel weg, holt einen Kugelschreiber hervor und beginnt, auf dem Tischtuch zu zeichnen. Er zeichnet Kästchen und Pfeile, die zeigen, wie IES aufgebaut ist.

„Was genau möchtest du?“, frage ich.

„Ich möchte verändern.“

„Die Welt?“

„Nein, ich bin nicht Gott. Ich will viele kleine Dinge ändern, und das will ich gut machen.“

Ich fische eine lila Blüte aus meinem Essen.

Um uns herum wogt ein Meer von helllila Bäumen, von denen fortwährend Blüten herabfallen. Der Kellner erzählt lächelnd, dass der Platz oft ganz lila ist, wenn er morgens zur Arbeit kommt. Die Tische. Die Sonnenschirme. Alles.

„Wir fegen stundenlang.“

„Warum?“, frage ich.

„Das ist unser Job“, antwortet er erstaunt.

Miguel begleitet mich zum Hotel. Er muss schnell zu einem Geschäftstermin weiter.

„Bist du gestresst?“, frage ich. Miguel drückt auf seinem Telefon auf *send*. „Das ist kein *issue*“, sagt er, küsst mich auf die Wangen und springt in ein Taxi.

In meinem Hotel liegt eine vergessene blaue Kontaktlinse im Waschbecken, und im Bett gibt es kein Kopfkissen. „So ist es oft“, sagt ein Mann mit schwarzem Haar und grauen Augenbrauen, den ich treffe, als ich auf den Fahrstuhl

warte. Er heißt Raoul und er sagt, dass sie schon seit Ewigkeiten wieder beide Fahrstühle in Betrieb nehmen wollen. Ich erzähle ihm von der Kontaktlinse im Waschbecken. „*Tip it!*“, grinst er.

Ich trete auf die Straße hinaus. Ich werde Miguel erst heute Abend treffen, er ist den Rest des Tages mit Terminen beschäftigt. Die Straßenkehrer schrubben mit harten Besen kämpferisch Wasser über die Straßen. Lissabon ist hügelig und rutschig. Man kann die Touristen sofort erkennen. Sie gehen weiter nach hinten gelehnt, um die Balance zu halten, und straucheln öfter über die unebenen weißen Pflastersteine. Jemand hat ein Einkaufszentrum so platziert, dass ein besonders steiler Abhang genau dort endet, wo das Zentrum beginnt. Die Touristen schlittern die glatten Steine hinunter, stolpern geradewegs in die beiden weit geöffneten Türen. Endlich, sagt eine blonde Frau mit kalifornischem Akzent, bevor sie sich in das Zentrum hineinsaugen lässt. Endlich, sagt ihr Mann, der die Tüten trägt, und nimmt sich ein Stück von einem mürben Kuchen mit gelber Cremefüllung, die an den Seiten herausquillt.

Ich setze mich in ein Café und bestelle Espresso mit etwas Milch. Die Sonne sticht. Ein Mann, der nur in eine Decke gewickelt ist, sitzt auf der Treppenstufe zum Café und bettelt. Ein Bernhardiner liegt vor ihm. Er steht langsam auf und legt sich beinahe qualvoll in den Schatten. Es ist so warm, dass nun dort, wo der Hund lag, ein nasser Fleck ist. Mit der Bewegung der Sonne am Himmel zeichnet der Hund einen nassen Kreis um den Bettler.

Ein schwarzer Mann kommt an meinen Tisch. Er hat ein

blaukariertes Hemd und abgetragene Jeans an.

„Ich habe Hunger. Ich lebe auf der Straße. Ich schlafe auf dieser Bank.“ Er zeigt zu einer grünen Bank hinüber. Sein Blick ist intensiv und beharrlich. „Bitten Sie mich, zu gehen, oder lassen Sie mich einfach hier stehen bleiben.“ Bevor ich etwas sagen kann, hat der Kellner den Mann hart am Arm gepackt und ihn aus dem Sitzbereich hinausbugsiert.

„Gibt es denn kein Sozialsystem in Lissabon?“, frage ich den Kellner. Er sieht verwirrt aus. Holt einen anderen Kellner.

„Gibt es ein Sozialsystem in Lissabon?“, frage ich. Die Kellner sehen sich verwirrt an und lehnen sich zu mir vor. Ich frage noch einmal. Sie holen einen dritten Kellner.

„Gibt es ein Sozialsystem? Soziale Sicherheit?“, frage ich. Die zwei ersten Kellner sehen den zuletzt dazugekommenen Kellner abwartend an. Er räuspert sich. Dann sagt er: „Sie müssen geradeaus an der Metro-Station vorbeigehen und dann links abbiegen. Dort bekommen Sie guten Portwein. O.k.“

Alle drei sehen mich erwartungsvoll an. Ich lächle: „Danke.“

Ich habe gerade noch eine Tasse Kaffee erhalten, als ich das Schlagen von Trommeln höre. Ein Mann im Anzug und auf Stelzen kommt angestolpert. Seine Hosen reichen bis auf den Boden hinab, ich habe noch nie so lange Hosen gesehen. Sein Gesicht wird von einer goldfarbenen Maske mit einer langen spitzen Nase bedeckt. Eine Frau in einem blauen Overall geht direkt hinter ihm. Sie trägt ebenfalls eine Maske und hat ein Megafon in der Hand. Sie legt den Kopf nach hinten und ruft ihm zu: „Schluss mit den Lügen.“ Eine Gruppe Menschen mit Instrumenten und roten Fahnen geht hinter ihnen. Die Trommler hämmern, dass die Kaffeetassen auf den wackligen Tischen beben. Einige der Cafégäste klatschen mit, der

Bettler mit dem Hund schlägt mit einem Bleistift auf eine Plastikflasche. „Demokratie!“, ruft die Frau in das Megafon. „Kommt mit!“, ruft der Zug im Chor, und dann trommeln sie wieder.

Ich vergesse meinen Kaffee und beinahe auch zu bezahlen. Ich stehe auf und schließe mich ihnen an. Ich darf eine der kleinen Trommeln schlagen.

„Portugal treibt keinen Export, das ist das größte Problem“, sagt ein kleiner Mann mit einem großen Schild. Wir tauschen unsere Nummern und verabreden, uns vielleicht einmal zu treffen.

Ich gehe nicht so weit mit ihnen mit. Mein Mac Air ist schwer und das geformte Aluminium hat eine etwas spitze Kante, die in meinen Rücken sticht. Bevor ich zum Hotel zurückkehre, gehe ich zu der Weinhandlung, von der der Kellner erzählt hat. Portwein scheint eines der wenigen Dinge zu sein, die Portugal exportiert. Das möchte ich gern unterstützen.

„Wir brauchen keine Revolution, wir brauchen eine Evolution“, sagt Miguel, als ich mich mit ihm und den anderen von IES in einem portugiesischen Restaurant treffe. Miguels Bauchtasche rutscht auf die Hüfte, als er sich setzt. „Soll ich etwa nach Brasilien gehen und sagen: Nicht mein Problem?“ fragt Miguel. „Das mache ich nicht. Genau deshalb bin ich hier.“

Ich bestreiche ein Stück Brot mit einer cremigen Sardinenpastete.

„Viel zu viele junge Menschen werden aufgefordert, Unmengen von Zeit darauf zu verwenden herauszufinden, was sie wollen.“

Wir sollten ihnen lieber dabei helfen herauszufinden, was sie können.“

Ich bekomme frittierte Felchen mit Zwiebeln und dünnen Kartoffelscheiben. Ich erzähle Miguel von dem Bettler im Café. „Das ist wie mit einem Ameisenhaufen“, sagt Miguel. „Ich kann nicht jede einzelne Ameise schulen. Dabei kommt nichts heraus. Ich kann die Königinnen schulen, und dann liegt es in ihren Händen.“

Ich schlafe mit offenen Balkontüren. Jeden Abend fliegen ein paar Nachtfalter verirrt herum. Wenn ich aufstehe, finde ich hier und da einen neuen toten Nachtfalter. Gestern lag einer auf meinem Koffer. Heute fand ich einen im Waschbecken neben der Kontaktlinse, die noch immer nicht entfernt worden ist. Raoul, den ich am Fahrstuhl kennengelernt habe, setzt sich im Frühstücksraum an meinen Tisch. Ich erzähle ihm, dass ich mich mit zwei der Demonstranten verabredet habe.

„Ich habe noch immer nicht ganz herausgefunden, was sie mit richtiger Demokratie meinen“, sage ich.

„Niemand hat das“, Raoul klopft sich ein paar Krümel vom Schoß.

„Alle wollen *Jesus without the suffering* sein“, sagt er und hebt eine seiner buschigen grauen Augenbrauen.

Der kleine Mann mit dem großen Schild heißt John. Er hat ein Mädchen mitgebracht. Ich kann mich nicht erinnern, sie auf der Demonstration gesehen zu haben. Wir sitzen auf einem der schönsten Lissaboner *miradouros*, das ist das portugiesische Wort für einen besonders guten Aussichtspunkt.

„Hast du das Schloss gesehen?“, fragt das Mädchen. Ihre

Augen leuchten auf, als sie darauf zeigt.

Ich schüttele den Kopf.

„Du musst mir versprechen, es dir anzusehen.“

John steckt das Bein durch den einen Schulterriemen seines Rucksacks und stellt ihn vor sich auf den Boden.

„Wir wollen eine richtige Demokratie“, sagt er und zündet einen sehr dünnen, langen Zigarillo an.

„Wir sagen zum ganzen politischen System nein“, sagt das Mädchen. An ihrem Mobiltelefon hängt eine kleine graue Spielzeugmaus und baumelt über der Tischkante. Sie umklammert sie fest.

„Niemand glaubt mehr daran, sogar Pinho ist abgehauen“, sagt sie.

„Ich bin mit einer Säuferin als Mutter und mit einem Vater ohne Geld aufgewachsen. Ich dachte, ich würde eine Ausbildung bekommen. Alles kostet nun etwas.“ Das Mädchen hat Tränen in den Augen.

Als sie fortgehen, dreht der Typ einen kleinen Ghattoblaster auf, den er in der Tasche hat. Die Lautsprecher sind wie Fußbälle geformt. Sie hören Tracy Chapman: „And I had a feeling I could be someone, be someone, be someone.“ Es ist sicherlich nur eine Frage von Sekunden, bis sie bei „Talking about a Revolution“ angekommen sind.

Im Straßenbahnwagen ist die gelbe Farbe abgeblättert und es riecht schwach nach Benzin. Der Wagen rumpelt und rattert. Es ist schwierig, das Schloss zu sehen, als ich dort stehe. Ich habe es aus der Distanz besser erfasst. Ich vermisse den Augenblick, in dem ich fühle, *jetzt* bin ich auf einem Schloss. Ich sehe die ganze Zeit immer nur noch eine graue

Wand vor mir. Meine Augen können es gewissermaßen nicht in seiner ganzen Größe einfangen. Endlich ein Wallgraben und ein paar Pfauen. Ich trinke lauwarmen, frisch gepressten Saft und lese von einem Ritter, der Martim Moniz heißt.

„*Champion* ist das Wort für den Initiator“, sagt Miguel. „Den sozialen Unternehmer, der das Projekt leitet. *Empower* ist ein Stadium im Prozess. Wir wollen Leuten helfen, an sich selbst zu glauben.“

Miguel und ein paar Leute von IES sind gegangen, um sich mit einem Designer zu treffen, der bei der Organisation ihres nächsten Workshops helfen soll. Die Geschäftsräume sind gigantisch und ähneln einer Mischung aus einem Atelier, einem Büro und einem Studentenwohnheim. Neben einem großen Computerbildschirm ist ein Kühlschlauch auf dem Weg nach oben zu einem Küchenpapierhalter, eine handvoll Plastikziegel umringen einen Wasserkocher, der Staubsauger ist auf dem Weg hinaus auf den Balkon, die Toilette hat keine Brille, man muss mit der Hand im Spülkasten nach der Schnur fischen, wenn man spülen möchte.

Miguel erzählt, dass die *Champions* der verschiedenen Projekte an dem Workshop teilnehmen werden. Der Designer geht die Projekte am Computer durch. Wir sehen Bilder eines Großvaters, der einem kleinen Mädchen beim Gitarre spielen zusieht. In *einem* Projekt wird ein Bezirk mit Pflanzen verschönert, in einem anderen steht die Gesundheit im Mittelpunkt. Einmal sind wir auf einer Internetseite mit flötenähnlicher Musik. Rita, eine der Mitarbeiterinnen von IES, fragt, ob ich den Klang kenne. Ich schüttele den Kopf. „Ich zeige es dir“, sagt sie zu mir. „Es ist gleich da



unten, ich habe ihn vorhin schon gehört.“

„Hast du eine Schere?“, fragt sie den Designer. Ich bekomme eine rote Schere. Wir gehen hinaus auf den Balkon und rufen. Kurz darauf steht ein Mann mit einem Fahrrad dort unten und schaut zu uns hinauf. Vor dem Sattel ist ein großer runder Stein befestigt. Rita und ich gehen zu ihm hinunter. Jeder x-beliebige Portugiese weiß, dass die Schleifer mit dem Flötenklang, den wir auf der Internetseite gehört haben, darauf aufmerksam machen, dass sie in der Nähe sind. Der Schleifer nimmt die Schere und setzt sich auf das Fahrrad und beginnt, in die Pedale zu treten. Immer wieder hält er inne und prüft, wie scharf die Schere geworden ist. Schließlich lässt er ein dünnes Stück Stoff auf die Klinge hinunterfallen. Der Stoff fällt in der Mitte auseinander. Dann wollen wir Mittag essen. All die Zeit, die ich mit Miguel verbringe, fühlt sich gestohlen an. Wir unterhalten uns in rasendem Tempo, während wir eine Rolltreppe hinauffahren.

„Wir evaluieren regelmäßig. Es ist wichtig zu wissen, ob das, was man macht, eine Wirkung hat“, sagt er.

„Es scheint, als ob ihr wirklich viel zu tun habt“, entgegnete ich.

Er nickt: „Nur gut, dass man sagt, Unternehmer haben 9 Leben.“

„Wie viele hast du schon aufgebraucht?“, frage ich.

„Darüber muss ich nachdenken.“ Er küsst mich auf die Wangen und eilt weiter zu einem neuen Geschäftstermin.

Ich treffe Raoul wieder im Frühstücksraum. Er gießt Milch über eine Portion Cornflakes. Es stellt sich heraus, dass

die Milch sauer ist. „*Tip it!*“, sagt er und lässt einen Fünfeuroschein auf den Boden fallen.

„Die Frage ist doch, ob ein guter Mensch jemand ist, der fühlt, oder jemand, der etwas tut“, sagt Raoul, als ich ihm von den letzten paar Tagen erzähle.

„Die Cappuccino-Maschine zum Beispiel. Die ist wohl kein guter Mensch?“ Es ist das erste Mal, dass Raoul mich etwas fragt.

„Sie ist kein Mensch“, sage ich.

„Das ist eine andere Geschichte, nein, das entscheidende ist, dass sie nichts fühlt. Sie ist eine Maschine. Das einzige, was sie tut, ist etwas zu tun.“

Ich verabschiede mich und ärgere mich darüber, dass ich nicht herausfinden werde, ob er die fünf Euro auf dem Boden liegen lässt.

Ich habe mich auf der Rua das Flores verlaufen, als Anna Bella zu mir herüber kommt. Sie hat ihre Augen deutlich mit Eyeliner umrandet, sie sperrt sie weit auf, wenn sie spricht. Als sie lächelt, sehe ich, dass einer ihrer Schneidezähne abgebrochen ist. *Straßengedichte* heißt das Bändchen, das sie mir entgegenstreckt. Die Gedichtsammlung ist mit Bindfäden zusammengeheftet. Sie hat sie geschrieben, während sie auf der Straße lebte. 7 Jahre. „Das ist das Schlimmste, was ich erlebt habe, ich erwache immer noch gelegentlich und glaube, dass ich auf dem Boden liege. Es macht mich nervös, wenn ich morgens die Vögel hören kann, ich bin dann immer erleichtert, wenn ich feststelle, dass Glas zwischen uns ist.“

Wir gehen nebeneinander her, während sie spricht. Ihr Kleid

hat einen Knopf auf jeder Schulter, sie erzählt, dass sie Kleidungsstücke auf ihrer Nähmaschine näht und diese verkauft. Sie hat sie von der Organisation bekommen, die ihr eine Wohnung besorgt und sie von der Straße geholt hat. Als wir auf einen Platz kommen, kaufe ich ihr einen Becher Kaffee. Sie hockt sich auf den Sockel einer Statue.

„Menschen, die auf der Straße leben, haben kein Bewusstsein“, sagt sie und sieht mich ernst an, als ich Geld für ihren Gedichtband hervorkrame. „Du hast keinerlei Beweis für deine Existenz. Alle sahen durch mich hindurch, reagierten nicht, wenn ich etwas sagte.“ Eine Ameise krabbelt ihren Arm hinauf, sie pustet sie weg. „Manchmal dachte ich, ich wäre ein Gespenst. Ich konnte etwas umkippen und dann wurde es lautlos wieder aufgestellt. Wenn ich Entschuldigung oder Danke sagte, bekam ich keine Antwort. Wenn ich ihnen auf der Straße die Hand entgegenstreckte und sie etwas hineinfallen ließen, kam ich mir vor wie ein Glücksbrunnen. Mit mir hatte das nichts zu tun.“ Sie hält mir eine Zigarette entgegen. Sie hat einen eingewachsenen Daumnagel, der rot lackiert ist. „Sie glauben, man kann etwas tun, aber du bist gefangen.“

„Nicht immer lernt eine arme Frau in der Not zu spinnen“, sage ich und zünde ihre Kippe an.

„Aber manchmal bekommt sie eine Nähmaschine“, sagt Anna Bella und grinst.

„Wie schön“, sagt Miguel, als ich ihm von Anna Bella erzähle. Er ist mit seinem Motorrad gekommen, um noch ein wenig Zeit mit mir zu verbringen, bevor ich mich zum Flughafen aufmache.

„Glaubst du hin und wieder, dass man vergisst, warum man tut, was man tut?“, frage ich ihn.

„Nein“, sagt er, trinkt seinen Espresso in einem Schluck aus und hebt seinen Motorradhelm auf seinen Schoß. „Nimm die kleinen Dinge nicht so wichtig, an die erinnert man sich auf lange Sicht nicht, man sieht auf das zurück, was man bewirkt hat.“

„Wie viele Leben hast du denn nun schon aufgebraucht?“, will ich wissen.

„Zwei, drei vielleicht. Ich weiß es nicht“, er lächelt. Wir verabschieden uns, er wendet sich zum Gehen.

„Hattest du schon mal ein Tier?“, frage ich.

Er dreht sich zu mir. „Ein Pferd“, sagt er verwundert. „Es hieß Faisal. Wie der König.“

Ich hole meinen Koffer an der Rezeption ab und ziehe ihn über die nassen Pflastersteine. Noch eine Demonstration ist auf dem Weg durch die Straßen. Der schwarze Bettler schläft auf der Bank, die er mir gezeigt hat. Auf die Distanz ist das Schloss wieder ein Schloss. Ich bekomme sofort ein Taxi. Der Fahrer lächelt breit, als er einen Pizzakarton vom Sitz entfernt. Er raucht zum Fenster hinaus und spricht viel. Seine Familie wohnt in Ungarn. Er hat sich gerade eben die Haare schneiden lassen. Er hatte schon mehrmals Krebs.

„Politics schmolitics“, sagt er, als wir an einer Demonstration vorbeifahren.

Es gibt ungewöhnlich viele abschüssige Straßen in Lissabon. Der Taxifahrer lacht auf dem ganzen Weg zum Flughafen.